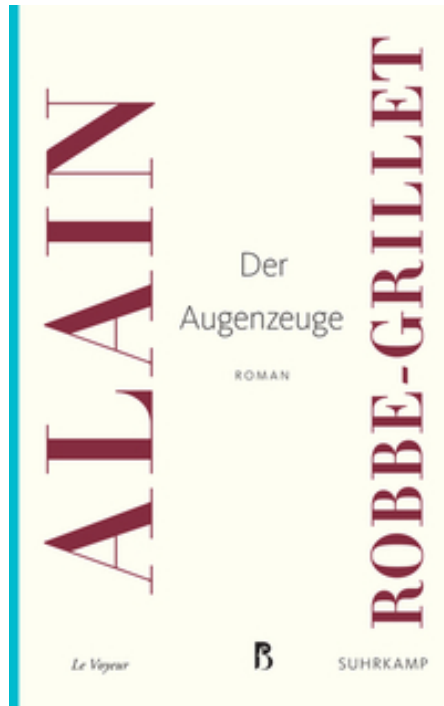


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Robbe-Grillet, Alain  
**Der Augenzeuge**

Roman

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4904  
978-3-518-46904-0

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp

**B**

FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Der Augenzeuge* von Alain Robbe-Grillet ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Ein Handlungsreisender kehrt für einen Tag auf die Insel seiner Kindheit zurück, um Armbanduhren zu verkaufen. Bis ins letzte Detail hat er seinen Arbeitstag geplant, bevor am Abend sein Schiff ablegt. In seiner Tasche verwahrt er eine jener Hanfschnüre, die er seit jungen Jahren sammelt. Plötzlich verschwindet unter ungeklärten Umständen ein dreizehnjähriges Mädchen. Als man ihren leblosen Körper am Fuß einer Steilküste entdeckt, entspinnen sich wüste Spekulationen: Während die Mutter des Mädchens an einen Unfall glaubt, bemüht sich der Handlungsreisende um ein Alibi. Doch aller Sorgfalt und Genauigkeit zum Trotz gibt es Lücken in seiner Erinnerung ...

Mit kühler Distanz beobachtet der Reisende seine Mitmenschen, protokolliert gewissenhaft Uhrzeiten, Verkaufszahlen und Ereignisse seines Aufenthalts. Sobald jedoch eine weibliche Figur die Szene betritt, blitzt eine gewisse Anspannung in ihm auf und bringt seine mühsam zusammengetragenen Koordinaten in Unordnung.

Alain Robbe-Grillet ist ein Meister der Beschreibung. In *Der Augenzeuge* erhebt er diese zum wichtigsten Prinzip und verabschiedet sich dezidiert von jeglicher linearen Erzählweise und von psychologisch eindeutigen Figurenzeichnungen. Spätestens mit *Die Jalousie oder die Eifersucht* (1957) galt er als Erneuerer der Romanform und als einer der wichtigsten Autoren seiner Zeit. 2004 wurde er in die Académie française gewählt.

ALAIN ROBBE-GRILLET wurde am 18. August 1922 in Brest geboren. Er studierte Landwirtschaft und arbeitete am Institut national de la statistique. 1953 publizierte er seinen ersten Roman, *Ein Tag zuviel*. Mit seinem 1963 erschienenen Essay *Argumente für einen neuen Roman* wurde er zum Vordenker des Nouveau Roman. Er schrieb mehrere Drehbücher, u. a. *Letztes Jahr in Marienbad*, welches 1961 von Alain Resnais verfilmt wurde. Robbe-Grillet starb am 18. Februar 2008 in Caen.

ALAIN  
ROBBE-GRILLET

Der  
Augenzeuge

ROMAN

Aus dem Französischen  
von Elmar Tophoven

SUHRKAMP







Es war, als ob niemand es gehört hätte.

Die Sirene gab ein zweites, lautes, lang dauerndes Heulen von sich, dem drei kurze Stöße von ohrenbetäubender Gewalt folgten – aber von einer Gewalt, die sich gegen nichts richtete, die wirkungslos verpuffte. Wie schon beim ersten Mal, so gab es auch jetzt weder einen Ausruf noch ein Zurückweichen; auf den Gesichtern hatte sich keine Miene verzogen.

Mehrere starre, parallel ausgerichtete Blicke, die beinahe angstvoll gespannt waren, durchdrangen den Raum – versuchten, ihn zu durchdringen, rangen mit diesem schwindenden Raum, der sie noch von ihrem Ziel trennte. Alle Köpfe verharrten nebeneinander in der gleichen Haltung. Ein letzter, dichter und lautloser Dampfstrahl bildete in der Luft über ihnen einen weißen Bausch, der im Nu wieder verschwand.

Etwas abseits, hinter dem Bereich, den der Schwaden gerade ausgefüllt hatte, war ein Reisender unergriffen von dieser Erwartung geblieben. Die Sirene hatte weder ihn seiner Versunkenheit noch seine Nachbarn ihrer Sehnsucht entrissen. Er stand, wie sie, stocksteif da und starrte auf den Boden.

Man hatte ihm oft diese Geschichte erzählt. Als er noch klein war – vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren vielleicht –, besaß er eine große Schachtel aus Karton, eine alte Schuhschachtel, in der er Bindfäden sammelte. Es war ihm nicht einerlei, welche er aufbewahrte, da er weder Muster minderer Qualität noch solche haben wollte, die durch den Gebrauch zu abgenutzt, erschlafft und zerfasert waren. Er verwarf auch die zu kurzen Enden, da sie zu gar nichts nützen konnten.

Dieses hier am Boden wäre ganz bestimmt richtig gewesen. Es war eine dünne Hanfschnur, in vortrefflichem Zustand, sorgfältig zu einer Acht aufgerollt und mit einigen zusätzlichen Windungen fest zusammengeschnürt. Sie mußte recht lang sein: einen Meter mindestens, oder sogar zwei. Irgend jemand hatte sie wahrscheinlich aus Versehen hier fallen lassen, nach-



dem er sie für eine spätere Verwendung zu einem Knäuel aufgewickelt hatte – oder aber für eine Sammlung.

Matthias bückte sich, um es aufzuheben. Als er sich wieder aufrichtete, erblickte er einige Schritte weiter rechts ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren, das ihn mit seinen großen, ruhig auf ihn gerichteten Augen ernsthaft musterte. Er lächelte verhalten, aber das Kind gab sich keine Mühe, ihm zu danken, und erst nach mehreren Sekunden sah er den Blick des Kindes zu dem Knäuel gleiten, das er in Brusthöhe in der Hand hielt. Er wurde durch eine genauere Betrachtung nicht enttäuscht – es war ein schöner Fund – nicht zu glänzend, fein und regelmäßig gezwirnt und offenbar sehr solide.

Einen Augenblick meinte er, die Schnur als etwas wiederzuerkennen, das er selbst vor sehr langer Zeit verloren hatte. Eine ganz ähnliche kleine Schnur mußte wohl schon mal einen wichtigen Platz in seinem Kopf eingenommen haben. Befand sie sich mit den anderen in der Schuhschachtel? Die Erinnerung schweifte sogleich in das trübe Licht einer Regenlandschaft, wo keine Kordel eine sichtbare Rolle spielte.

Er brauchte sie nur in die Tasche zu stecken. Aber er deutete die Bewegung lediglich an und betrachtete mit noch halb angewinkeltem Arm unentschlossen weiter seine Hand. Er sah, daß seine Fingernägel zu lang waren, was er schon wußte. Außerdem stellte er fest, daß sie beim Wachsen eine übertrieben spitze Form angenommen hatten; natürlich hatte er nicht die Gewohnheit, sie so zu schneiden.

Das Kind schaute immer noch in seine Richtung. Es war jedoch schwierig, genau anzugeben, ob es ihn beobachtete oder aber etwas anderes hinter ihm oder gar nichts Bestimmtes; seine Augen schienen fast zu weit geöffnet, um einen isolierten Gegenstand wahrnehmen zu können, es sei denn, einen von sehr großen Ausmaßen. Das Kind betrachtete sicher nur das Meer.

Matthias ließ seinen Arm wieder sinken. Plötzlich stoppten die Maschinen. Das Beben hörte auf einmal auf, zugleich mit dem dumpfen Geräusch, das den Dampfer seit seiner Abfahrt be-

gleitet hatte. Alle Passagiere schwiegen, regungslos am Anfang des schon überfüllten Laufgangs aneinandergedrängt, über den die Ausschiffung erfolgen sollte. Da sie seit mehreren Minuten schon zur Landung bereit waren, hielten die meisten von ihnen ihr Gepäck in der Hand. Alle hatten die Köpfe nach links gedreht und blickten unverwandt nach oben auf die Mole, wo etwa zwanzig Leute ebenfalls still und starr in einer geschlossenen Gruppe beisammenstanden und sich bemühten, ein Gesicht in der Menge auf dem kleinen Dampfer zu erkennen. Auf beiden Seiten der gleiche Ausdruck: gespannt, beinahe angstvoll, sonderbar einförmig und wie versteinert.

Das Schiff setzte seinen Kurs fort, man hörte nur das Rauschen des auseinandergedrängten, am Rumpf entlangströmenden Wassers. Eine graue Möwe, die von hinten mit kaum größerer Geschwindigkeit heranflog, segelte langsam nach Backbord, vor die Mole und schwebte dann ohne die geringste Bewegung in Höhe des Laufstegs mit zur Seite geneigtem Kopf, um mit einem Auge nach unten zu spähen – mit einem runden, ausdruckslosen, unempfindlichen Auge.

Ein Klingelzeichen erschallte. Die Maschinen setzten sich wieder in Gang. Das Schiff steuerte nun einen Bogen, der es behutsam der Anlegestelle näherte. An seiner anderen Bordwand glitt die Küste schnell vorbei: der gedrungene Leuchtturm mit schwarzen und weißen Streifen, die halb verfallene Festung, die Dockschleuse und die Häuserreihe auf dem Kai.

»Er ist pünktlich heute«, sagte eine Stimme. Und jemand sagte berichtigend: »Beinahe.« Vielleicht war es dieselbe Person.

Matthias schaute auf seine Uhr. Die Überfahrt hatte genau drei Stunden gedauert. Die Klingel erschallte von neuem; dann noch einmal, ein paar Sekunden später. Eine graue Möwe, die der ersten durchaus glich, flog in derselben Richtung vorbei und folgte ohne ein Zittern der Schwingen ebenso langsam derselben waagerechten Bahn – mit leicht gedrehtem Kopf, seitlich nach unten zeigendem Schnabel und starrem Auge.

Das Schiff schien sich nicht mehr zu bewegen, nach keiner

Richtung hin. Dennoch hörte man am Heck das Rauschen des von der Schiffsschraube wild aufgewirbelten Wassers. Die nun ganz nahe gerückte Mole überragte das Deck um mehrere Meter; es mußte Ebbe sein. Die Rampe, an der man anlegen würde, wies an ihrem unteren Teil eine glattere, vom Wasser gebräunte und halb mit grünlichem Moos bedeckte Fläche auf. Bei aufmerksamerem Hinschauen bemerkte man, daß der Steinrand sich unauffällig näherte.

Der Steinrand – eine scharfe, schräge Kante an der Schnittlinie zweier einen rechten Winkel bildender Ebenen: der senkrechten, glatt dem Kai zustrebenden Wand und der zur Molenhöhe ansteigenden Rampe – geht an seinem oberen Ende, an dem Molenrücken, in eine waagerechte, schnurgerade dem Kai zustrebende Linie über.

Der durch die Wirkung der Perspektive weiter weg gerückte Kai strahlt beiderseits dieser Hauptlinie ein Bündel von Parallelen aus, die, durch das Morgenlicht deutlich hervorgehoben, eine Reihe von länglichen, abwechselnd waagerechten und senkrechten Flächen begrenzen: den Rücken der massiven Brüstung, die den Weg gegen das Meer abschirmt, die Innenwand der Brüstung, die Fahrbahn auf der Molenhöhe und die geländerlose Seitenwand, die ins Hafenwasser taucht. Die beiden senkrechten Flächen sind im Schatten, während die beiden anderen von der strahlenden Sonne beschienen werden – der Rücken der Brüstung in seiner ganzen Breite und die Fahrbahn mit Ausnahme eines schmalen, dunklen Streifens, dem Schatten der Brüstung. Eigentlich müßte man im Hafenwasser noch das umgekehrte Bild des Ganzen sehen, wieder das gleiche Spiel der Parallelen und den geradlinig dem Kai zustrebenden Schatten der hohen, senkrechten Wand.

Zum Molenkopf hin wird die Anlage komplizierter: ein Teil der Fahrbahn führt als schmaler Gang an der Brüstung entlang bis zum Leuchtturm, während der andere Teil zur Linken die abschüssige Rampe bildet, die an den Wasserspiegel hinabreicht. Diese letzte, rechteckige, von der Seite gesehen, schiefe

Ebene zieht die Blicke an; die Schattenlinie der Wand, an der die Rampe hinabführt, schneidet die geneigte Fläche diagonal, so daß sich der angenehme Anblick eines dunklen und eines hellen Dreiecks bietet.

Alle anderen Flächen verschwimmen. Das Wasser im Hafen ist nicht ruhig genug, als daß man darin die Spiegelung der Mole erkennen könnte. So bildet ihr Schatten auch nur einen sehr undeutlichen Streifen, der unaufhörlich von dem Wellenspiel der Wasserfläche angerissen wird. Der Schatten der Brüstung auf der Fahrbahn aber scheint in die Seitenwand, die ihn wirft, überzugehen. Fahrbahn und Brüstung sind übrigens mit trocknenden Netzen, leeren Kisten und großen Körben vollgestellt – Kästen für Hummer und Langusten, Austernkörben und Krabbenfallen. Zwischen diesen Stapeln und Haufen bewegt sich mühsam die zur Ankunft des Schiffes herbeigeeilte Menge.

Was das Schiff betrifft, so liegt es bei Ebbe so niedrig, daß es unmöglich ist, vom Deck aus etwas anderes zu sehen als die steile Wand der Mole, die ganz gerade dem Kai zustrebt und am anderen Ende, kurz vor dem Leuchtturm, von der abschüssigen Landerampe unterbrochen wird – die unten in einer glatteren, vom Wasser gebräunten, halb mit grünlichem Moos bedeckten Oberfläche endet und die sich immer noch in gleicher Entfernung befindet, als ob jede Fortbewegung aufgehört hätte.

Bei aufmerksamerem Hinschauen bemerkte man jedoch, daß der Randstein sich unauffällig näherte.

Die wie gewöhnlich etwas verschleierte Morgensonne hob die Schatten kaum, aber dennoch deutlich genug hervor, um die geneigte Fläche in zwei symmetrische Felder zu teilen, ein dunkleres und ein helleres, das wie ein spitzer Schnabel auf das untere Ende der abschüssigen Bahn wies, wo das Wasser schräg hinaufschwappte und zwischen den Algen plätscherte.

Die Bewegung, die den kleinen Dampfer dem so aus der Dunkelheit hervortretenden steineren Dreieck zutrieb, war eben-

falls schräg und wurde so langsam, daß sie mehr und mehr dem völligen Halt glich.

Im einspringenden Winkel der Rampe hob und senkte sich das Meer gleichmäßig und im Takt, trotz leichter Veränderungen der Schwingungsweite und des Rhythmus – die mit bloßem Auge zu erkennen waren, aber kaum mehr als zehn Zentimeter und zwei oder drei Sekunden ausmachten. Am unteren Teil der schiefen Ebene wurden dicke Büschel grüner Algen abwechselnd vom Wasser überschwemmt und bloßgelegt. Von Zeit zu Zeit, in Abständen, die trotz ihrer komplizierten Periode wahrscheinlich regelmäßig waren, wurde das Wiegen durch eine stärkere Wasserbewegung unterbrochen: zwei aufeinander zuströmende flüssige Massen klatschten zusammen, und ein paar Gischtropfen spritzten etwas höher an die Wand.

Die Bordwand bewegte sich weiter parallel zum Rand der Rampe; die Breite der Rinne, die sie noch davon trennte, mußte allmählich in dem Maße abnehmen, wie das Schiff an der Mole entlangglitt – wohl entlanggleiten mußte. Matthias versuchte einen Anhaltspunkt ausfindig zu machen. In dem Winkel der Rampe stieg und sank das Wasser an der braunen Steinwand. In dieser immerhin großen Entfernung vom Ufer sah man auf der Wasserfläche nichts von dem Unrat herumtreiben, der das Innere der Häfen verunreinigt. Die unten an der Rampe wachsenden Algen – die die Flut abwechselnd hochspülte und wieder sinken ließ – leuchteten so frisch wie jene, die aus großen Tiefen aufsteigen; sie blieben wohl nie lange über Wasser. Jede kleine Welle riß beim Steigen die freien Enden der Büschel hoch und zog sie sofort wieder zurück, um ihre Massen verflochtener Schlingen von neuem ausgebreitet und schlaff auf tiefendem Stein in Richtung des Gefälles hängenzulassen. Von Zeit zu Zeit schwemmte ein stärkerer Strudel etwas höher hinauf und hinterließ beim Zurückfließen in einer Pflastermulde eine winzige, glänzende, schnell versiegende Pfütze, in der sich der Himmel ein Weilchen spiegelte.

Auf der Suche nach einem Zeichen, an das er seinen Blick hef-

ten könnte, fand Matthias schließlich an der senkrechten hinteren Mauer die Form einer Acht, die deutlich genug eingeschliffen war, um als Anhaltspunkt dienen zu können. Dieses Merkmal befand sich ihm genau gegenüber, das heißt vier oder fünf Meter links von der Stelle, wo die Rampe auftauchte. Ein plötzliches Ansteigen des Wasserspiegels ließ es verschwinden. Als er drei Sekunden später die Stelle, die er nicht aus den Augen lassen wollte, wiedersah, war er nicht mehr ganz sicher, dort die Zeichnung zu erkennen, die er sich gemerkt hatte; andere Unebenheiten des Steines glichen nicht minder – und glichen nicht mehr – den beiden kleinen, sich berührenden Kreisen, deren Bild er sich eingepägt hatte.

Etwas, das man von der Dammhöhe geworfen hatte, fiel herab und blieb auf der Wasseroberfläche liegen – ein zusammengeknülltes Papier in der Farbe der gewöhnlichen Zigarettenpackungen. Der Wasserspiegel im inneren Winkel der Rampe hob sich, als gerade eine stärkere Welle von der abschüssigen Bahn zurückfloß. Der periodische Zusammenprall geschah genau über dem blauen Papierbällchen, das mit einem klatschenden Geräusch verschlungen wurde; Gischtropfen spritzten an die senkrechte Wand, während ein kräftiger Strudel wieder die Algenbüschel überschwemmte und darüber hinaus bis an die Pflastermulde hinaufschwappte.

Die Welle zog sich sofort wieder zurück; die schlaffen Algen blieben ausgebreitet auf dem nassen Stein nebeneinander in Richtung des Gefälles ausgestreckt hängen. In dem hellen Dreieck spiegelte die kleine Pfütze den Himmel.

Ehe sie sich wieder ganz geleert hatte, wurde ihr Glanz plötzlich getrübt, wie durch den Vorbeiflug eines großen Vogels. Matthias blickte auf. Von hinten anfliegend, zog die unbeirrbare graue Möwe wieder einmal und ebenso langsam wie zuvor ihre waagerechte Bahn – mit regungslosen, einen Doppelbogen bildenden Schwingen, den Kopf nach rechts geneigt und mit rundem Auge das Wasser überwachend – das Wasser – oder aber das Schiff – oder überhaupt nichts.

Wenn soeben die Spiegelung einer Möwe über die Pfütze gehuscht war, so konnte es jedenfalls, ihrer beiderseitigen Positionen wegen, nicht diese Möwe gewesen sein.

Die kleine Pflastermulde in dem Lichtdreieck war trocken. Am unteren Ende der Rampe riß die steigende Flut die Algen empor. Vier oder fünf Meter weiter links erblickte Matthias das eingeschliffene Zeichen in Form einer Acht.

Es war eine liegende Acht: zwei gleiche, sich seitlich berührende Kreise mit einem Durchmesser von fast zehn Zentimetern. In der Mitte der Acht sah man einen rötlichen Auswuchs, anscheinend der vom Rost angefressene Stift eines ehemaligen Ringnagels. Die beiden Kreise, links und rechts davon, konnten im Lauf der Zeit durch einen Ring in den Stein gefurcht worden sein, der, von dem Stift senkrecht gehalten, in den Strudeln der Ebbe frei hin- und herschlenkernd an die Mauer geschlagen hatte. Wahrscheinlich diente dieser Ring früher zum Durchziehen eines Taus beim Zurren der Schiffe an der Anlegestelle.

Er war jedoch so niedrig angebracht, daß er beinahe dauernd unter Wasser bleiben mußte – manchmal sogar mehrere Meter tief. Andererseits schienen seine Ausmaße in keinem Verhältnis zu der Dicke der gewöhnlich sogar für kleine Fischerboote benutzten Taus zu stehen. Man hätte daran kaum etwas anderes als dicke Kordeln knüpfen können. Matthias wendete seinen Blick um neunzig Grad der Menge der Fahrgäste zu und ließ ihn dann aufs Deck hinabgleiten. Man hatte ihm oft diese Geschichte erzählt. Es war an einem Regentag; man hatte ihn allein zu Hause gelassen; anstatt eine Rechenaufgabe für den nächsten Morgen zu lösen, hatte er den ganzen Nachmittag am hinteren Fenster mit dem Zeichnen eines Meeresvogels verbracht, der sich auf einem der Zaunpfähle niedergesetzt hatte, am Ende des Gartens.

Es war ein Regentag – anscheinend ein Regentag wie jeder andere. Er saß gegenüber dem Fenster an dem schweren, in die Nische geschobenen Tisch, wo zwei dicke Bücher seinen Sitz

erhöhten, damit er bequemer schreiben könne. Das Zimmer war vermutlich sehr düster; nur die Tischfläche bekam von draußen wohl genügend Licht, so daß das gewachste Eichenholz glänzte – allerdings nur wenig. Die weiße Heftseite war der einzige wirklich helle Fleck, und vielleicht auch das Gesicht des Jungen – und, allenfalls, seine Hände. Er saß auf den beiden Wörterbüchern – schon seit Stunden wahrscheinlich. Er hatte seine Zeichnung fast beendet.

Das Zimmer war sehr düster. Draußen regnete es. Die dicke Möwe hockte regungslos auf ihrem Hochsitz. Er hatte sie nicht heranfliegen sehen. Er wußte nicht, seit wann sie da saß. Gewöhnlich flogen sie nicht so nahe ans Haus heran, selbst bei schlechtestem Wetter nicht, obwohl zwischen Garten und Meer nur dreihundert Meter kahles Heideland lag, das sich wellig bis an eine Ausbuchtung des Strandes erstreckte und links von der ansteigenden Steilküste begrenzt wurde. Dieser Teil des Gartens war nichts anderes als ein quadratisches Stück Heideland, auf dem man jedes Jahr Kartoffeln pflanzte und das man wegen der Schafe mit einem von Holzpfählen gehaltenen Drahtzaun umgeben hatte. Ihre unnötige Dicke bewies, daß sie nicht für eine solche Verwendung gedacht waren. Der am Ende des Mittelwegs stehende Pfahl war noch stämmiger als die anderen, trotz des nur kleinen Gittertürchens, das er zu halten hatte; es war ein runder Pfosten, ein grob entrindeter Fichtenstamm, dessen beinahe flaches Ende anderthalb Meter über dem Boden ein idealer Hochsitz für die Möwe war. Der Vogel zeigte sich von der Seite, den Kopf zum Gatter gewandt, mit dem einen Auge nach dem Meer und mit dem anderen nach dem Hause schauend.

Das Gartenquadrat zwischen Gatter und Haus enthielt an Grünem in dieser Jahreszeit nur etwas mageres Herbstunkraut, das aus einem Beet toter, seit mehreren Tagen im Regen verfaulender Pflanzen emporsoß.

Das Wetter war sehr ruhig, ohne ein Windchen. Es fiel ein leiser, feiner, unaufhörlicher sanfter Regen, der zwar den Hori-



zont verhängte, aber nicht ausreichte, um die Sicht in geringere Entfernungen zu trüben. Es sah im Gegenteil so aus, als würde den ganz in der Nähe liegenden Dingen in dieser gewaschenen Luft ein zusätzlicher Glanz zuteil – besonders wenn ihre Farbe hell war wie die der Möwe. Er hatte nicht nur die Umrisse ihres Körpers abgebildet, die graue, eingezogene Schwinge, den einzigen Fuß (der den anderen genau verdeckte) und den weißen Kopf mit seinem runden Auge, sondern auch die geschlängelte Randlinie des Schnabels mit der herabgebogenen Spitze, die einzelnen Federn am Schwanz sowie am Schwingenrand und sogar die wie Schiefer übereinandergefügten Schuppen längs des Fußes.

Er zeichnete auf ein sehr glattes Papier, mit einem harten, sehr fein gespitzten Bleistift. Er drückte nur ganz leicht mit ihm auf, um Spuren auf den folgenden Heftseiten zu vermeiden, und so gelang ihm ein scharfer, tiefschwarzer Strich, den er nie auszuradieren brauchte, weil er sich eben größter Sorgfalt befleißigte, sein Modell getreu abzubilden. Sein Kopf war über seiner Arbeit gebeugt, seine Arme ruhten auf dem Eichentisch, und er merkte allmählich, daß er müde war, weil er so lange mit hängenden Beinen auf einem so unbequemen Stuhl gesessen hatte. Aber er hatte keine Lust, sich zu rühren.

Hinter ihm war das ganze Haus leer und finster. Wenn die Morgensonne nicht hineinschien, waren die Zimmer vorne, an der Straßenseite, noch dunkler als die anderen. Und auch dieses, in das er sich setzte, um zu arbeiten, bekam nur Licht durch das einzige kleine, viereckige, tief in die breite Mauer eingelassene Fenster; die Tapete war sehr düster, die hohen schweren Möbel aus dunklem Holz standen eng beieinander. Es waren da mindestens drei riesige Schränke, von denen zwei nebeneinander gegenüber der Tür zum Flur aufgestellt waren. Und in dem dritten befand sich auf dem unteren Brett in der rechten Ecke die Schuhschachtel, in der er seine Bindfadensammlung aufbewahrte.

Der Wasserspiegel stieg und sank in dem einspringenden Win-

kel, unten an der Rampe. Die schnell aufgeweichte Kugel aus blauem Papier hatte sich halb entfaltet und schwamm einige Zentimeter tief unter Wasser. Nun war die Hülle jener Packung gewöhnlicher Zigaretten besser zu erkennen. Sie hob und senkte sich mit der Bewegung des Wassers, jedoch stets senkrecht auf der Stelle, ohne sich der Wand zu nähern oder sich davon zu entfernen und ohne nach rechts oder links zu treiben. Ihre Position war für Matthias leicht zu bezeichnen, da sie genau in derselben Blickrichtung lag wie das in den Stein gefurchte Merkmal in Form einer Acht.

Als er gerade diese Feststellung gemacht hatte, erblickte er ungefähr einen Meter von der ersten entfernt und in derselben Höhe eine zweite Zeichnung in Form einer liegenden Acht – zwei nebeneinander eingeschliffene Kreise und zwischen ihnen den gleichen rötlichen Auswuchs, der einem Eisenrest glich. Es wären dort also zwei Ringe befestigt gewesen. Die Acht in der Nähe der Rampe wurde bald von einer Welle überschwemmt und verschwand. Die andere wurde ebenfalls verschlungen.

Das an der steilen Wand sinkende Wasser wallte wieder auf und prallte mit der von der schiefen Ebene zurückströmenden Welle zusammen; klatschend schoß ein kleiner Wasserpilz empor, ein paar Tropfen fielen ringsherum; dann war wieder alles in Ordnung. Matthias suchte nach dem Wrack der Zigarettenpackung – ohne die Stelle angeben zu können, an der es eigentlich im Wasser schwimmen müßte.

Er sitzt gegenüber dem Fenster, an dem schweren in die Nische geschobenen Tisch. Das Fenster ist beinahe viereckig – einen Meter breit und kaum höher – vier gleiche Scheiben – ohne Vorhang oder Gardinen. Es regnet. Man kann das Meer nicht sehen, obwohl es nahebei ist. Selbst mitten am Tage genügt das von draußen hereindringende Licht kaum, um der gewachsenen Tischplatte einen nur schwachen Glanz zu verleihen. Das übrige Zimmer ist sehr düster, da es trotz seiner großen Ausmaße nur diese einzige Öffnung hat, die sich überdies, wegen der Dicke des Mauerwerks, in einer Vertiefung befindet. Der vier-

eckige Tisch aus dunklem Eichenholz steht wohl zur Hälfte seiner Breite in der Fensternische. Auf dem Tisch bilden die weißen Seiten des parallel zur Kante hingelegten Heftes den einzigen hellen Fleck – abgesehen von den vier etwas größeren Rechtecken darüber: den vier Fensterscheiben, hinter denen der Nebel die ganze Landschaft verhüllt.

Er sitzt auf einem schweren, durch zwei Wörterbücher erhöhten Stuhl. Er zeichnet. Er zeichnet eine dicke, weiß-graue Möwe von der Art, die gemeinhin den Namen Seemöwen trägt. Man sieht den Vogel von der Seite, mit nach rechts gerichtetem Kopf. Man erkennt die geschlängelte Randlinie des Schnabels und dessen herabgebogene Spitze, die einzelnen Federn am Schwanz sowie am Schwingenrand und sogar die wie Schiefer übereinandergefügten Schuppen längs des Fußes. Man hat indes den Eindruck, daß ihm noch etwas fehlt.

Etwas fehlte der Zeichnung, es war schwierig genau zu sagen was. Und doch dachte Matthias, daß etwas daran nicht in Ordnung war – oder aber fehlte. Anstatt des Bleistifts spürte er in der rechten Hand die Berührung mit einem Kordelknäuel, das er soeben vom Schiffsdeck aufgehoben hatte. Er betrachtete die Gruppe von Passagieren vor sich, als hoffte er, unter ihnen den Eigentümer des Gegenstandes zu entdecken, wie er mit einem Lächeln auf den Lippen näher käme, um sein Gut von ihm zurückzufordern. Aber niemand kümmerte sich um ihn oder um seinen Fund; alle kehrten ihm nach wie vor den Rücken. Das kleine Mädchen etwas weiter hinten sah ebenfalls verlassen aus. Es stand an einem der Eisenpfeiler, auf denen die Ecke des Oberdecks ruhte. Es hatte beide Hände auf den Rücken, ins hohle Kreuz, gelegt, die Beine mit durchgedrückten Knien leicht gespreizt und den Kopf an die Säule gelehnt; auch in dieser etwas zu steifen Stellung bewahrte das Kind eine anmutige Haltung. Sein Gesicht spiegelte die zugleich zutrauliche und bedächtige Sanftheit wider, die die Phantasie den Musterschülerinnen verleiht. Es verharrte in derselben Positur, seitdem Matthias seine Anwesenheit bemerkt hatte; es schaute nach wie

vor in die Richtung, wo vorhin das Meer gewesen war, jetzt aber die senkrechte Molenwand emporragte – ganz nahebei. Matthias hatte die kleine Kordel gerade in die Tasche seiner Windjacke gestopft. Er erblickte seine rechte, leere Hand mit den zu langen und zu spitzen Nägeln. Um diesen fünf Fingern einen Halt zu geben, hängte er den Griff seines kleinen Koffers daran, den er bis dahin in der linken Hand gehalten hatte. Es war ein gängiges Modell, dessen solide Fabrikation immerhin Vertrauen erweckte: aus sehr harter »Vulkanfiber«, in einem ins Rot hinüberspielenden Braun, mit verstärkten Ecken in dunklerer Farbe – zwischen Roßkastanien- und Schokoladenbraun. Der an zwei Metallringen beweglich befestigte Griff war aus einem weicheren Material, das Leder vortäuschen sollte. Das Schloß, die beiden Scharniere und die drei dicken, an allen acht Ecken sichtbaren Nieten schienen aus Kupfer zu sein, ebenso wie die Fassung des Griffs, aber eine leichte Abnutzung der vier Nieten der Unterseite verriet ihre wahre Natur: kaum verkupfertes Blech; selbstverständlich galt für die zwanzig anderen Nieten das gleiche – und wahrscheinlich auch für die übrigen Beschläge.

Das Innere war mit einer Garnitur aus bedrucktem Baumwollstoff ausgeschlagen, dessen Muster nur auf den ersten Blick jenen glich, die man auf solchen Stoffen gewöhnlich, sogar in Damen- oder Mädchenkoffern, kennt: statt Sträußchen oder Blümchen stellte das den Boden schmückende Motiv winzige Puppen dar, so wie man sie auf Vorhängen für Kinderzimmer finden könnte. Wenn man aber nicht genau hinsah, war nichts deutlich zu erkennen: nur helle, bunte, auf crèmefarbenes Tuch getupfte Flecken – die ebensogut Blumensträuße sein konnten. Der Koffer enthielt ein Notizbuch mittlerer Größe, einige Prospekte und neunundachtzig Armbanduhren, die in Zehnerreihen auf neun rechteckige Kartons geschnallt waren, von denen einer eine freie Stelle aufwies.

Matthias war schon ein erster Verkauf geglückt, am selben Morgen, vor Besteigen des Schiffes. Obwohl es sich um eine

Uhr der billigsten Serie handelte – zu hundertfünfzehn Kronen –, die ihm keinen großen Profit einbrachte, bemühte er sich, diesen Anfang als ein günstiges Zeichen zu bewerten. Auf dieser Insel, wo er geboren war und zahlreiche Familien persönlich kannte – wo er jedenfalls trotz seines schlechten Personengedächtnisses, dank den am Vorabend eingezogenen Erkundigungen, leicht so tun könnte, als knüpfte er an alte Erinnerungen an –, hatte er Aussicht, in wenigen Stunden einen guten Teil seiner Ware loszuwerden. Trotz der für ihn bestehenden Notwendigkeit, schon um vier Uhr nachmittags wieder das Schiff zu nehmen, hatte er sogar Aussicht – es war praktisch nicht ausgeschlossen –, im Laufe dieses kurzen Tages alles, was er mit sich führte, zu verkaufen. Er war übrigens gar nicht auf den Inhalt seines kleinen Koffers allein angewiesen: es gelang ihm auch manchmal, Bestellungen anzunehmen und die Artikel anschließend als Nachnahmesendung zu verschicken.

Wenn er sich auf die neunundachtzig Uhren, die sein Gepäck darstellten, beschränkte, würde der Gewinn schon beträchtlich sein: zehn zu hundertfünfzehn Kronen macht tausendeinhundertfünfzig, zehn zu hundertdreißig tausenddreihundert, zweitausendvierhundertfünfzig, zehn zu hundertfünfzig, von denen vier mit einem Spezialarmband versehen waren, das noch fünf Kronen zusätzlich einbrachte. Um die Rechnung zu vereinfachen, nahm Matthias einen Durchschnittspreis von zweihundert Kronen an; in der vergangenen Woche hatte er genau die gleiche Summe für eine ähnlich zusammengesetzte Kollektion erzielt, und der Durchschnittswert von zweihundert stimmte annähernd. Er hatte also Ware für ungefähr achtzehntausend Kronen bei sich. Sein Bruttoverdienst schwankte zwischen sechsunddreißig und achtunddreißig Prozent; rechnete man einen Durchschnittsgewinn von dreißig Prozent – drei mal acht gleich vierundzwanzig, drei mal eins gleich drei, drei und zwei gleich fünf –, so ergab das mehr als fünftausend Kronen, das heißt, der Bruttoverdienst entsprach in Wirklichkeit einer ganzen Woche Arbeit – und zwar erfolgreicher Ar-